
„Und wir werden in alle Winde verstreut“

Ausgrenzung und Ermordung
der jüdischen Bevölkerung Kölns
aus Perspektive der Betroffenen

Martin Rüter



„Und wir werden in alle Winde verstreut“

Ausgrenzung und Ermordung der
jüdischen Bevölkerung Kölns
aus Perspektive der Betroffenen

Martin Rüter

**NS—
DOK**

NS-Dokumentationszentrum
der Stadt Köln

bpb:
Bundeszentrale für
politische Bildung

Martin Rüter, Jahrgang 1957, lebt in Rösrath bei Köln. Von 1988 bis 2023 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln. Neben zahlreichen Veröffentlichungen zur Kölner Stadtgeschichte forscht, schreibt und publiziert er freiberuflich auch zu anderen – nicht kölnischen – zeitgeschichtlichen Themen und ist mit verschiedenen Projekten im Internet aktiv.

Impressum

Bonn 2023

© Bundeszentrale für politische Bildung / bpb
Adenauerallee 86, 53113 Bonn, www.bpb.de

Bestellungen: www.bpb.de/shop

Bestellnummer: 3912

ISBN 978-3-8389-7250-3

Redaktionsschluss: September 2023

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Projektleitung: Simon Lengemann und Frederik Schetter, bpb

Lektorat und Redaktion: Eik Welker, Münster

Bildredaktion: Martin Rüter, Rösrath

Grafische Konzeption und Umsetzung:

Leitwerk. Büro für Kommunikation, Köln, www.leitwerk.com

Illustrationen: Kane Kampmann, Köln, www.kane.de

Druck: Druck- und Verlagshaus Zarbock GmbH & Co. KG,
Frankfurt am Main

Dieses Buch wird um einen umfangreichen Internetauftritt ergänzt.
Die Website juedischesleben1933-1945.de hält vielfältige,
über Köln hinausführende Informationen, Quellen und weitere
Materialien bereit.

Inhalt

	Einleitung	6
	Jüdisches Leben in Köln bis 1938	20
1938	„Polen-Aktion“ und Novemberpogrom als Zäsur	36
1939	Emigration und Kriegsbeginn	70
1940	Beginn der Gettoisierung	120
1941	Gettohäuser und Deportationen	162
1942	Auf dem Weg zur „Endlösung“	224
1943–1945	Neuer Fokus auf „Mischehen“ und „Mischlingen“	262
	Frühjahr 1945: Befreiung?	304

Anmerkungen	316
Abkürzungsverzeichnis	339
Literaturverzeichnis	340
Bildnachweis	342

Familien- und Personenporträts

Familie Schönenberg	42
Familie Rosenwald	46
Familie Landesberg	52
Familie Feldheim	74
Familie Hausmann	88
Familie Katz	106
Familie Löwenstein	128
Berta Frank und ihre Familie	132
Familie Großmann	138
Familien Ichenhäuser und Moses	168
Familie Wolff	180
Siegfried Wollenberg	194
Familie Kleemann	228
Alice von der Heyden	284
Familie von Ameln	296
Selma und Ilse Oldemeyer	300

Einleitung

Über eine „schmerzliche Freudenbotschaft“ berichtete der jüdische Arzt Max Schöenberg aus Köln seinem nach Shanghai ausgewanderten Schwager Julius Kaufmann Anfang August 1940 und brachte mit der irritierenden Kombination zweier offensichtlich nicht zusammenpassender Wörter die ganze Widersprüchlichkeit und Verzweiflung der zu dieser Zeit noch in Deutschland ausharrenden Reste der jüdischen Bevölkerung auf den Punkt.¹ Um eine „Freudenbotschaft“ handelte es sich, weil es der mit den Schöenbergs verwandten Familie Arnheim trotz aller Widrigkeiten gelungen war, noch aus Deutschland zu emigrieren; „schmerzlich“ war hingegen der Umstand, dass die Gruppe der Zurückbleibenden wieder kleiner geworden war, und man selbst nicht zu jenen zählte, die der Verfolgung durch die Nationalsozialisten hatten entkommen können.

In nur zwei Worten brachte Max Schöenberg so ein aus jüdischer Sicht sehr treffendes „Zeitbild“ zu Papier, das im Zentrum des vorliegenden Buches stehen wird. Dieses widmet sich mit einem weitgehend neuen Ansatz dem Leben, der Ausgrenzung und der Ermordung der jüdischen Bevölkerung in Deutschland zwischen 1933 und 1945, und zwar konkret jener „vor Ort“ – in der Stadt Köln.

Als wichtigste Materialgrundlage dienen dabei zeitgenössische Selbstzeugnisse der unmittelbar Betroffenen. Durch diese grundsätzliche Entscheidung für eine zentrale Quellengattung soll ein neuer Blick auf die Situation der jüdischen Bevölkerung während der NS-Zeit ermöglicht

werden. Es gilt, ihr durch all die damaligen Unwägbarkeiten mit ihren immer neuen, noch kurz zuvor unvorstellbaren Zumutungen zu folgen, um zu verstehen, wie die Menschen ihre Ausgrenzung, Ausplünderung und zunehmende Bedrohung damals selbst erlebten und einschätzten. Hierzu zählen auch die immer wieder aufkeimenden Hoffnungen sowie die Versuche, dem permanent drohenden Zugriff des NS-Regimes doch noch zu entkommen.

Da die Betroffenen damals nicht wissen konnten, welches Ungemach ihnen als nächstes bevorstand, versucht auch die Darstellung sich möglichst konsequent an dem zu orientieren, was ihnen zum jeweiligen Zeitpunkt bekannt war und sich deshalb in den ausgewerteten Briefen und Tagebüchern widerspiegeln konnte. Es wird sozusagen „mit der Zeit“ gegangen und dabei eine Perspektive „von innen“, also einer der Verfolgten selbst eingenommen, während das meiste von dem, was sich in Partei- und Behördenkreisen im „Verborgenen“ abspielte, weitgehend unberücksichtigt bleibt und lediglich in Form der zahllosen damals kursierenden Gerüchte – oft mit wahrem Kern – an die Öffentlichkeit gelangte. Das gilt etwa für die Planungen des Holocaust einschließlich des internen „Betriebs“ von Regierungsstellen, NSDAP oder Gestapo.² Auf rückblickende Lebenserinnerungen Überlebender wird dabei bewusst und beinahe vollständig verzichtet. So entsteht keine daten- und faktengesättigte Gesamtchronik jüdischen Lebens, die es an anderen Stellen längst zum Nachlesen gibt.

Stattdessen fokussiert die Darstellung auf individuelle Informationen und Sichtweisen in – zudem eher zufällig überlieferten – Selbstzeugnissen und formt sich dadurch im Wortsinn zu einer „Erfahrungsgeschichte“.

Schriftlich kommuniziert wird in aller Regel dann, wenn Menschen – aus welchen Gründen auch immer – über einen längeren Zeitraum voneinander getrennt sind. Im Normalfall waren und sind das beispielsweise Karten- grüße aus dem Urlaub, in Extremfällen etwa Feldpost- korrespondenzen. Für die deutsche jüdische Bevölkerung entwickelte sich der Zustand dauerhaften erzwungenen Getrenntseins bereits ab 1933, um dann ab 1938 durch die massive Ausweitung der Verfolgung an Umfang und Intensität extrem zuzunehmen. Sowohl die Zahlen jener, denen die Auswanderung gelang, als auch jener, die eine solche Emigration noch mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln anstrebten, stiegen steil an. Sie alle korrespondier- ten miteinander, berichteten über ihre jeweiligen Lebens- umstände in der neuen wie in der alten Heimat und tauschten sich insbesondere über die Möglichkeiten der weiteren Auswanderung und der dazu zu unternemen- den Schritte aus.

Das hat zur Folge, dass in dieser Hinsicht ausführliche und aussagekräftige Korrespondenzen in ausreichender Zahl erst ab 1938 vorliegen. Daher „taucht“ die Darstellung erst von diesem Zeitpunkt an weitgehend in das ein, was durch verschiedene Korrespondenzen an Fakten und Ereignissen, insbesondere aber auch an Gefühlen und Verzweiflung überliefert ist.

In Briefen und Tagebüchern wurde nicht „die“ Lebens- wirklichkeit der jüdischen Bevölkerung in Deutschland oder auch nur jener in Köln zum Ausdruck gebracht, sondern stets lediglich die jeweils individuelle Sicht auf die Dinge. Und diese war oft wohl weitaus stärker von der sozialen Herkunft, dem Grad der Assimilation, der Stel- lung zum Zionismus und/oder der konkreten religiösen Orientierung bestimmt als durch die Tatsache eines abstrakten, vom NS-Regime aber stets pauschal betonten „Jüdischseins“. Entsprechende Selbstzeugnisse sind daher zunächst immer im individuellen Kontext unterschiedli- cher Herkunft, Sichtweisen und Handlungsoptionen so- wie unter gebührender Berücksichtigung von Familien und Korrespondenzpartnern zu betrachten. Zudem kann es in dieser Darstellung lediglich um den Versuch gehen, aus zeitgleichen Äußerungen unterschiedlicher Menschen Momentaufnahmen zu „destillieren“, die von erheblicher inhaltlicher Bedeutung und Intensität sein können, aber stets nur die Beurteilung des Augenblicks darstellen, da künftige Entwicklungen zum Zeitpunkt des Verfassens der Schriftstücke natürlich noch unbe- kannt waren.

Selbstzeugnisse als Quelle zum Holocaust

Mit dem privaten Lebensraum als Ausgangspunkt wird sehr bewusst und gezielt ein anderer Weg eingeschlagen als jener, den die Holocaust-Forschung über Jahrzehnte favorisierte. Diese habe sich, so merkte ein Forscherinnen- team um Andrea Löw 2013 kritisch an, „auf die dramati- schen, die ‚großen‘ Momente“ konzentriert und „die Ent- scheidung für den Völkermord, die Rekonstruktion der Tatvorgänge oder die Widerstandsaktivitäten der Opfer“ in den Mittelpunkt gerückt, während man lange Zeit die Überzeugung vertreten habe, dass sozial- und alltags- geschichtliche Ansätze nicht auf die Erforschung des Holo- caust übertragbar seien. Zurückzuführen sei eine derartige Ausblendung ganzer Forschungsrichtungen auf die „Angst“, bei der Berücksichtigung daraus resultierender Frage- stellungen die damalige „Verfolgungssituation zu triviali- sieren“. So etwas wie „Alltag“ habe es unter den extremen und oft unvorstellbaren Bedingungen von Verfolgung und Ermordung schlicht nicht geben können.³

Ähnlich fällt die Einschätzung der Pädagogin Sophie Schmidt hinsichtlich der Vermittlung des Themas „Holo- caust“ in deutschen Schulen aus. In den dort verwendeten Geschichtsbüchern als zentralem Medium des Unterrichts, so ihr kritisches Fazit, stehe „das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz exemplarisch für den NS- Völkermord an den europäischen Juden“. In der so prakti- zierten „Gleichsetzung von Holocaust und Auschwitz“ manifestiere sich „eine geschichtskulturell verengte Pers- pektive“. „Mit Auschwitz als Symbol für den Holocaust bleibt dessen Ausmaß jedoch räumlich eingegrenzt, die Mordmethoden der Täter werden auf die ‚fabrikmäßige‘ Tötung eingeschränkt und auch der Täterkreis bleibt rela- tiv klein“, wodurch zudem die Behauptung an Plausibilität gewinne, „die Mehrheit der Deutschen hätte von den Massenverbrechen nichts gewusst“. ⁴ Auch in deutschen Schulen bleiben die eigentlich Betroffenen des Holocaust daher oft seltsam fremd und eine lediglich verschwommen wahrnehmbare Masse.

Erst nach und nach wurde die Alltagsgeschichte der jüdischen Bevölkerung – wenn auch nur schrittweise und in vielen Punkten noch in gewohnten Blickweisen gefan- gen – schließlich doch zu einem stetig wichtiger werdenden Bestandteil der Forschungen zum Holocaust. Man konnte sich eben nicht mehr der Einsicht verschließen, dass man dessen Opfer nicht mehr einfach als passiv Erduldende darstellen dürfe, sondern sie als handelnde Individuen mit dem Anspruch auf einen zwar schweren, aber immerhin eigenen Alltag betrachten müsse. Denn auch die Verfolgten suchten immer wieder „eine Normalität in dieser unnorma- len Welt“, erhielten sich ihre Menschlichkeit in einer zu- nehmend unmenschlicheren Umgebung und blieben selbst



stets sozial aktive Wesen, die den Kontakt zu anderen suchten. Kurz: „Ihr Leben war mitnichten nur ein abstrakter Überlebenskampf, auf den die auf die Täter konzentrierte Historiografie es häufig reduziert hat.“⁵

Mit dem skizzierten Perspektivwechsel ging auch ein Wandel in der Auswahl der konkreten Untersuchungsgegenstände und damit wiederum eine Ausweitung der Fragestellungen und Erkenntnisse einher. Dabei zeigte sich schnell, dass die vordergründige Ansicht, man habe mittlerweile doch genug über Verfolgung, Emigration, Flucht und Deportation gehört und Stichworte wie „Arisierung“ oder „Kristallnacht“ seien nun wirklich hinreichend erläutert worden, keineswegs dem wahren, oftmals noch sehr lückenhaften Wissensstand entsprach. Bei all dem, was die interessierte Öffentlichkeit in dieser Hinsicht über Jahrzehnte gehört und gelesen hatte, war weitgehend und oftmals sogar vollständig die Frage ausgeblendet worden, was die Erlebnisse der Jahre zwischen 1933 und 1945 für jeden einzelnen Betroffenen damals tatsächlich bedeutet hatten.

Die Historikerin Barbara Becker-Jákli sprach bereits 1993 von einem „gewaltsamen Einbruch in scheinbar gesicherte Lebensplanungen und soziale Beziehungen“ und wies auf eine Überforderung der Vorstellungskraft späterer Generationen hin. Wer könne sich schon, so ihre mehr als berechtigte Frage, „ein Leben auf der Flucht, ein Überleben im Untergrund oder in einem der Konzentrationslager vorstellen“? Sie versuchte dem mit der damals sehr populären Methode der Oral History⁶ zu begegnen, indem sie ausführliche, auf intensiven Gesprächen mit Überlebenden basierende Lebensgeschichten zu Papier brachte und Betroffenen so ihre eigene Stimme (zurück-)gab. Es sei, so begründete die Autorin ihren Ansatz, „eine Möglichkeit, Geschichte in Form wissenschaftlicher Analyse und sachlich-distanzierter Sprache darzustellen“, die sie mit dem von ihr gewählten Weg kontrastierte, nämlich „diejenigen berichten zu lassen – vom Standpunkt persönlicher Erfahrung aus und in subjektiver Sichtweise –, die diese Geschichte erlebt haben“.⁷

Diesem Ansatz und dem damit verknüpften Anspruch sind seitdem ungezählte Forscherinnen und Forscher gefolgt. Die Zahl meist lokal konzentrierter,⁸ häufig von Gedenktagen und nicht selten auch durch das Projekt „Stolpersteine“⁹ des Künstlers Gunter Demnig angeregter Biografien von Jüdinnen und Juden oder ganzer jüdischer Familien ist inzwischen nahezu unüberschaubar. Vielfach haben Überlebende in hohem Alter ihre Heimatgemeinden noch einmal besucht und bei dieser Gelegenheit ihre und die Geschichte ihrer Familie erzählt, was anschließend in Büchern, Broschüren, umfangreichen Zeitungsartikeln und zunehmend häufiger auf entsprechenden Websites dokumentiert wurde.

So wichtig und erkenntnisbringend solche Arbeiten auch sind, so haften ihnen doch auch zahlreiche methodische Probleme an. Abgesehen davon, dass es inzwischen kaum mehr Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zur NS-Zeit gibt und die Forschung daher zunehmend auf die entsprechenden Erkenntnisse aus früheren Projekten zurückgreift, die somit selbst „zum Text“ und zur Quellengrundlage werden,¹⁰ können, wollen und sollen rückblickende Erinnerungen an traumatisierende Lebensumstände nicht objektiv sein. Zwischen Ereignissen und deren Aufzeichnung liegen zudem oftmals Jahrzehnte, sodass es kaum möglich ist, so etwas wie Authentizität zu wahren. Jene, die ab den späten 1980er-Jahren¹¹ ihre Lebenserinnerungen zu Papier brachten oder hierzu befragt wurden, waren während der NS-Zeit zumeist noch Jugendliche oder gar Kinder und hatten daher auf jene Jahre eine zwangsläufig andere Sicht, als ihre Eltern oder Großeltern sie gehabt hatten, die sie jedoch nicht mehr schildern konnten oder wollten. Vor allem aber gilt es beim Blick auf die umfangreiche Erinnerungsliteratur stets zu bedenken, dass sie nur entstehen konnte, weil Menschen den Holocaust glücklicherweise überlebt hatten und daher erst in die Lage versetzt wurden, ihre fürchterlichen Erinnerungen daran später mit anderen zu teilen und so dauerhaft wach zu halten.

So liegt es auf der Hand, dass auf Zeitzeugenerinnerungen basierende Analysen den Blickwinkel massiv einschränken – nicht zuletzt deshalb, weil in den Rückblicken Überlebender naturgemäß traumatische, besonders brutale und einschneidende Ereignisse einen großen Raum einnehmen, während die langen Phasen zwischen solchen Zäsuren und damit das, was man gemeinhin als Alltagsleben unter der Verfolgung bezeichnet, weitaus weniger intensiv und detailliert erinnert werden.¹² Daraus resultierende Langzeitfolgen sah das Comité des Délégations Juives, eine Vorläuferorganisation des 1936 gegründeten Jüdischen Weltkongresses, bereits 1934 voraus: „Wie viele Fabriken, Großhandelsfirmen, Kaufmannsgeschäfte im Stillen abgewürgt worden sind, ohne daß je eine Zeitung eine Zeile darüber gemeldet hat, ohne daß auch die geängstigsten Besitzer je ein lautes Wort darüber gesprochen haben, davon wird selbst eine spätere Geschichtsschreibung schwerlich jemals ein vollständiges Bild geben können.“¹³ Was hier auf die wirtschaftliche Ausplünderung fokussiert ist, betraf unter dem NS-Regime wohl jeden Bereich jüdischen Lebens. Durch die totale Kontrolle der öffentlichen Meinung, die Gleichschaltung der Presse sowie durch Überwachung und Denunziation verlor die jüdische Bevölkerung schrittweise ihre Individualität und das zuvor breite Spektrum ihrer eigenen „Stimmen“, was dazu führte, dass sie sich bald nur noch untereinander im eigenen Milieu austauschen konnte. Weil die Inhalte dieser Kommunikationsformen insbesondere

durch die Ermordung der meisten, die die Zeit der NS-Herrschaft miterlebten, nahezu völlig verloren gingen, bleibt zur – immer noch sehr lückenhaften – Rekonstruktion des damaligen jüdischen Alltags fast ausschließlich die in aller Regel zufällige schriftliche Überlieferung in Form von Selbstzeugnissen.

Umso erstaunlicher erscheint es, dass solchen Quellen seitens der Holocaustforschung bislang relativ wenig Interesse entgegengebracht wurde. Zwar hat Raul Hilberg etwa auf die Bedeutung von Tagebüchern aus den Gettos hingewiesen und gefordert, in allen verfügbaren Quellen nach Antworten zu suchen,¹⁴ doch verzichtete er darauf, auch jene Selbstzeugnisse einzubeziehen, die bereits vor den Deportationen und parallel zu ihnen auf deutschem Boden entstanden sind. Gerade solchen schriftlichen Äußerungen von unmittelbar von der NS-Verfolgung Betroffener schenkte er in seiner lesenswerten Studie über die Entschlüsselung und Interpretation der „Quellen des Holocaust“ überraschenderweise kaum Beachtung.¹⁵ Erhalten gebliebene Privatbriefe, so heißt es bei ihm lediglich, seien „zum größten Teil isolierte Fragmente“, ohne dass er näher auf deren Relevanz für ein Verständnis der damaligen Ereignisse und Stimmungs-

lagen eingeht.¹⁶ Solche, oft in erstaunlichem Umfang überlieferten und inhaltlich so informativen wie bedrückenden Selbstzeugnisse hatte die Holocaustforschung um die Jahrtausendwende offenbar noch nicht „entdeckt“. Das hat sich seitdem jedoch deutlich verändert. Als Beleg hierfür kann insbesondere das große Editionsprojekt „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945“ herangezogen werden. In dessen seit 2008 erschienenen insgesamt 16 Bänden wurde neben den „klassischen“ Quellen zur Geschichte des Holocaust auch eine beachtliche Zahl von privaten Briefen und Tagebuchauszügen aufgenommen.

So bedeutsam solche Einzeldokumente für das Verständnis von Lage und Alltag der jüdischen Bevölkerung sicherlich auch sind, so fehlt bislang noch immer der Versuch, zentrale Aspekte jüdischen Lebens vorrangig auf der Grundlage von Selbstzeugnissen zu betrachten und zu analysieren. Das soll in diesem Buch nun geschehen – dies aber auch in dem klaren Bewusstsein, dass gerade diese Form der Überlieferung in mehrfacher Hinsicht mit großer Vorsicht und möglichst differenzierter Quellenkritik zu behandeln ist.



3/Postkarte von Siegfried Wollenberg aus Köln an seine Schwester Felicitas Kutznitzki in Lungro bei Triest, 30. Mai 1942



4/ Postkarte von Selma und Ilse Oldemeyer aus Köln an Sohn und Bruder Ernst, 24. Februar 1945

Briefzensur im NS-Staat

Das NS-Regime schränkte die freie Meinungsäußerung und das damit eng zusammenhängende Briefgeheimnis unmittelbar nach der Machtübernahme drastisch ein.¹⁷ Das bis dahin als hohes Gut geschützte Grundrecht des Brief-, Post-, Telegrafien- und Fernsprecheheimnisses wurde bereits am 28. Februar 1933, einen Tag nach dem Reichstagsbrand, durch die berühmte Verordnung „zum Schutz von Volk und Staat“, die sogenannte Reichstagsbrandverordnung, außer Kraft gesetzt. Zugleich wurde damit der Polizei und hier insbesondere der Gestapo „die Möglichkeit gegeben, im Interesse der Staatssicherheit die dem Staat und der Staatsführung durch die Tätigkeit der staatsfeindlichen Elemente drohenden Gefahren durch wirksame Maßnahmen in vorbeugender Weise zu beseitigen oder auf ein Mindestmaß zu beschränken“ – so der Text einer offiziellen Darstellung aus dem Jahr 1938. Damit wurde zwar nicht das Briefgeheimnis, wohl aber das Postgeheimnis gebrochen, indem auf entsprechende Anforderung der Gestapo oder des Sicherheitsdienstes der SS Postbeamte Briefe zur inhaltlichen Kontrolle aussonderten und an die Polizei weiterleiteten. Nach Überprüfung der Sendungen wurden freigegebene Briefe und Pakete dann zurück ins Postamt geschafft und weiterbefördert.¹⁸

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs erfuhr die Briefzensur eine erhebliche Verschärfung. Etwaige kritische Äußerungen in (Feldpost-)Briefen und insbesondere auch in Schreiben ins Ausland fielen nunmehr unter den Straftat-

bestand der „Wehrkraftzersetzung“, der mit Gefängnis, Zuchthaus oder gar mit dem Tode bestraft werden konnte. Im Kriegsverlauf entwickelte sich die Zensur immer stärker zu einem Instrument politisch-ideologischer Überprüfung und Überwachung. Zugleich wurden in Zeitungen, Zeitschriften und anderen öffentlichen Medien immer wieder Anleitungen zum aus NS-Sicht mustergültigen – sprich regimetreuen – Abfassen von Briefen verbreitet. So wurde die „äußere Zensur“, also die Kontrolle der Briefe durch die Prüfstellen, Schritt für Schritt durch eine „innere Zensur“ ergänzt, die sich in den Köpfen festsetzte. Das führte in der Regel zu einer selbst auferlegten, allerdings individuell unterschiedlich ausgeprägten Enthaltung gegenüber bestimmten Themen.¹⁹ Diese wurden zunehmend ausgespart, um sicherzustellen, dass Briefe in jedem Fall ihre Empfänger erreichten und nicht konfisziert wurden.

Die Zwickmühle, in die insbesondere jüdische Briefeschreiber dadurch gerieten, brachte Max Schönenberg im Oktober 1939 in einem Brief an Julius Kaufmann so plastisch wie pragmatisch auf den Punkt: „Du möchtest gern recht viel von hier wissen. Und wir schreiben und schreiben recht wenig von hier. Mit Absicht. Du hast doch mehr von einem kurzen Gesundheitsbericht, den Du bekommst, als von einem interessanten Lagebericht, den die deutsche oder englische Censur nicht durchlässt.“²⁰ Bei allem, was die mit der Briefzensur Beauftragten nicht klar verstanden oder zuordnen konnten, drohte die Gefahr, dass der weitere Transport der Nachricht unterbunden oder derartige unverstandene Passagen zumindest



5/ Postkarte von Erna Schöenberg aus Theresienstadt an Gerda Schöenberg in Neuchâtel (Schweiz), 10. Juli 1944 (geschrieben am 10. Juni 1942)

unkenntlich gemacht wurden. Vor diesem Hintergrund richtete Max Schöenberg im November 1940 folgende eindringliche Forderung an seine in der Schweiz lebende Nichte Gerda: „Ich bitte Dich, mit Rücksicht auf die Zensur Fremdwörter und gar noch griechische Buchstaben zu vermeiden.“²¹

Das, was in Briefen angesichts der gebotenen Vorsicht schließlich noch geschildert wurde, konnte natürlich kein in allen Details getreues Bild des realen Alltags mehr sein, was den heutigen Quellenwert solcher Korrespondenzen zwangsläufig einschränken muss. Sie stellen lediglich eine „Konstruktion von Wirklichkeit unter äußeren und inneren zensierenden Bedingungen“ dar, was sogar dazu führen konnte, dass sie jeweils lediglich für bestimmte „Kommunikationspartnerschaften“ Geltung hatten, in denen zuvor die konkrete Form des Nachrichtenaustauschs ausgehandelt worden war.²² Resultat solcher Absprachen zur Irreführung der Zensur war dann häufig ein kodiertes Schreiben, bei dem durch Nutzung zuvor vereinbarter Tarnbegriffe bestimmte Personen und Orte, aber auch Gefühlszustände und Ereignisse verdeckt kommuniziert wurden.²³

Auf eine spezifische Art bedeutsam ist auch all das, was man den Briefen nicht entnehmen kann. Das betrifft insbesondere Namen – sowohl von Personen als auch von Orten. Oftmals wurde auf deren vollständige Angabe verzichtet, zum einen wohl, weil man voraussetzen konnte, dass die

Briefempfänger wussten, wer sich hinter „Tante X“ oder „Onkel Y“ konkret verbarg, zum anderen aber auch, um es den Zensur- und Überwachungsbehörden möglichst schwer zu machen, Personen oder konkrete Orte zu identifizieren. Ein solcher Verzicht auf Klarnamen verkompliziert naturgemäß heute das genaue Verständnis und die richtige Interpretation der Quellen. Erschwerend kommt hinzu, dass auch weitere wesentliche Dinge ungeschrieben blieben oder so geschickt „zwischen den Zeilen“ versteckt wurden, dass sie rückblickend und ohne Kenntnis eventueller Absprachen nicht mehr in Gänze entschlüsselt werden können.

Eine besondere Form der Kommunikation war die „Gefangenenpost“. Kriegsgefangene, Internierte oder Insassen eines Gettos beziehungsweise Konzentrationslagers sahen sich besonders strengen Verboten oder Einschränkungen ihrer Kommunikation unterworfen, die immer auch Isolation, Wehrlosigkeit und Ausgeliefertsein bedeuteten. Die Versorgung von Gettos und Lagern mit zensurierter Post war ein nach innen und außen gerichtetes Herrschaftsinstrument. Nach außen wirkte die Versorgung der Familienangehörigen mit Post als gut kontrolliertes Beruhigungsmittel, wobei die Übermittlung selbst rudimentärer Lebenszeichen der Internierten zumindest zeitweise der Gerüchtebildung entgegenwirkte.

Dabei wurden sowohl die Schreibfrequenz als auch die Menge der erhaltenen Post sowie der jeweilige Inhalt



6/Postkarte von Hans Feldheim aus Köln an seine Tochter Helga in Amsterdam, 31. Mai 1943

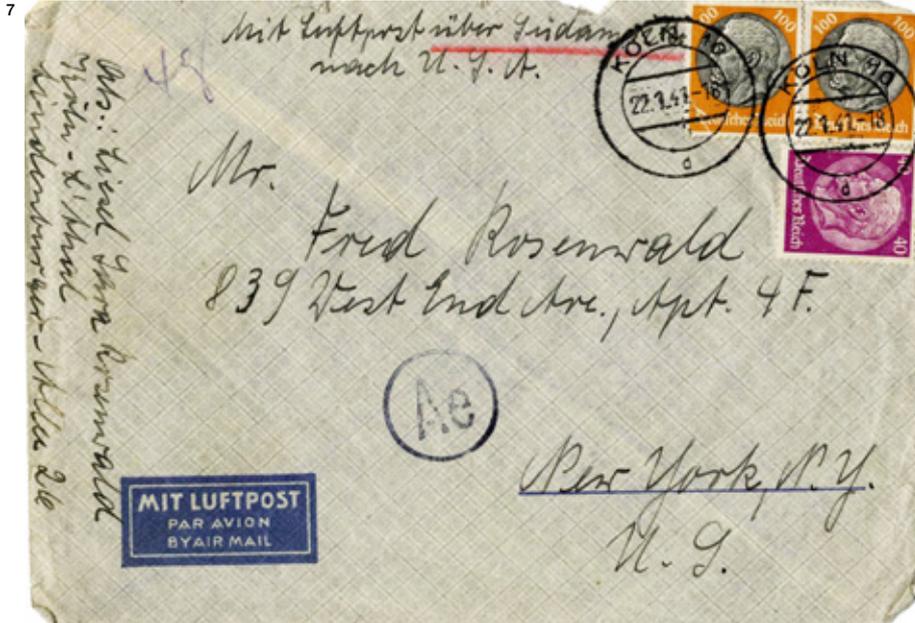
durch Lagerordnungen strikt reglementiert. Hierzu wurden in aller Regel vordruckte Briefbögen und Postkarten ausgegeben, die nur wenig Raum für schriftliche Mitteilungen ließen. Posteingang und -ausgang waren einer strengen Kontrolle der von der SS kontrollierten Prüfstellen unterworfen.²⁴ Die Zensurpraxis war insgesamt von Willkür geprägt, wobei beanstandete Briefe nicht selten vernichtet oder derartig verstümmelt wurden, dass nur noch einzelne Papierschnipsel beim Empfänger ankamen. Auch in diesen Korrespondenzen versuchten einige Schreiberinnen und Schreiber, über Kodierungen oder Geheimsprache Inhalte zu vermitteln, ohne dass die Kontrolleure das bemerkten.²⁵

„Wir sind jetzt beide viel ruhiger“, schrieben beispielsweise Isidor und Erna Treidel aus Koblenz im Juni 1943, als sie über Köln nach Theresienstadt deportiert wurden, an Freunde. Die wenigen überlieferten Postkarten, mit denen sie versuchten, Kontakte aufrechtzuerhalten, sind allesamt „Beispiele verzweifelter, erzwingener Verschleierung“. Der bewusst gewählte Ton – „Wir hatten hier in jeder Beziehung eine sehr gastliche Aufnahme“ – lassen eher an Urlaubsgrüße als an ein Lebenszeichen aus dem Getto denken. Solche Mitteilungen galten allein der Beruhigung der Zurückgebliebenen.²⁶ Das schränkt deren Bedeutung als sehnsüchtig erwartete „Lebenszeichen“ aber keineswegs ein.

Briefinhalte und Laufzeiten

Inhaltliche Schwerpunkte der Korrespondenzen waren – reagierend auf die jeweiligen Umstände – zeitlichem Wandel unterworfen: Standen zunächst Fragen der Auswanderung und – limitiert durch die Vorgaben der Briefzensur – Schilderungen zur persönlichen Lebenssituation und der zunehmenden Beeinträchtigungen im Mittelpunkt der Briefe, wandelten sich Duktus und Informationsgehalt der Schreiben kontinuierlich: Aus Hoffnung wurde zunehmend Resignation und Verzweiflung, die Tatsache der permanenten Verkleinerung der jüdischen Gemeinschaft – zunächst durch Emigration, dann durch Deportationen – wurde zum Dauerthema, und der Gedanke des Abschiednehmens und eines erhofften Wiedersehens „nach dem Krieg“ trat immer stärker in den Vordergrund.

Der größte Teil dieser Korrespondenzen wurde nur für eine Seite überliefert, nämlich jene, die den Holocaust in der Emigration überlebte und die Schreiben ermordeter Familienmitglieder als wohlgehütete Schätze und letzte Erinnerungen an diese sorgsam aufbewahrte und so für die Nachwelt rettete. Der zweite Teil der Korrespondenzen, die Briefe, die nach Deutschland gesandt wurden, ging hingegen infolge von Deportation und Ermordung der Adressaten fast immer dauerhaft verloren.²⁷



77/Brief von Lisel Rosenwald aus Köln an ihren Bruder Fritz („Fred“) in New York, 22. Januar 1941

Eine intensive und zudem stringente Kommunikation wurde oftmals auch durch die langen Laufzeiten der Briefe behindert und erschwert. Max Schönenberg skizzierte die hieraus resultierenden Probleme so: „Durch die langen Zwischenzeiten zwischen der Absendung eines Briefes und dem Erhalt einer Antwort geht dem Meinungs austausch manches von seiner Frische verloren. Man weiss vielleicht nach 4 oder 5 Wochen gar nicht mehr so genau, was man geschrieben und wie man den betreffenden Gedanken ausgedrückt hat. Aber das lässt sich kaum ändern.“²⁸

Es fällt ins Auge, dass sich in den erhaltenen Briefen aus Köln nur wenige Äußerungen zum Kriegsgeschehen finden – weder zu jenem an den Fronten noch zum seit Mai 1940 stetig eskalierenden Bombenkrieg in der zunehmend von Zerstörungen und Beeinträchtigungen betroffenen Stadt selbst. Das dürfte kaum als Desinteresse der jüdischen Bevölkerung an den Auswirkungen des Krieges und als völlige Konzentration auf die eigenen Lebensumstände gedeutet werden, denn gerade der Fortgang des Krieges war für die eigene Zukunft ja in mehrfacher Hinsicht von ausschlaggebender Bedeutung. Das auffällige Aussparen derartiger Themen, das weit über die entsprechende Zurückhaltung in „normalen“ Feldpostkorrespondenzen hinausging, dürfte wohl eher darauf zurückzuführen sein, dass nahezu alle ins Ausland adressierten Briefe aus jüdischen Kreisen einer strengen Zensur unterlagen. Daher war

die Befürchtung vor Beanstandungen berechtigterweise groß, denn gerade Äußerungen über den Krieg konnten leicht als Spionage oder „Gräuelpromaganda“ ausgelegt und entsprechend sanktioniert werden. Das aber hätte die ohnehin langwierige und störanfällige Kommunikation mit Verwandten in Emigrationsländern und damit die eigene Auswanderung massiv gefährden können.²⁹

Große Teile der hier ausgewerteten Korrespondenzen sind aufgrund ihrer spezifischen Entstehungsgeschichte nicht immer „leicht“ zu lesen. Das rührt vor allem daher, dass sie – wie etwa im Fall der Familien Rosenwald und Großmann – durch zahlreiche Wiederholungen gekennzeichnet sind. Diese waren nach dem Dafürhalten der jeweiligen Schreiberinnen und Schreiber jedoch unbedingt notwendig, denn in den Briefen teilten sie hinsichtlich der akribisch einzuhaltenden und sich zudem ständig ändernden Emigrationsbestimmungen ja für sie existenzielle Dinge mit. Da erfahrungsgemäß viele dieser Schreiben ihre fernen Bestimmungsorte nicht oder erst mit erheblichen Verspätungen erreichten, wurde es schnell zur Notwendigkeit und üblichen Praxis, die wichtigsten Daten und Fakten mehrfach brieflich zu übermitteln. Das führte in einigen Fällen dazu, dass sich rund um das Thema „Emigration“ ein alles dominierender und in sich abgeschlossener eigener Kommunikationsraum entfaltete, in dem kaum noch andere Aspekte thematisiert wurden.

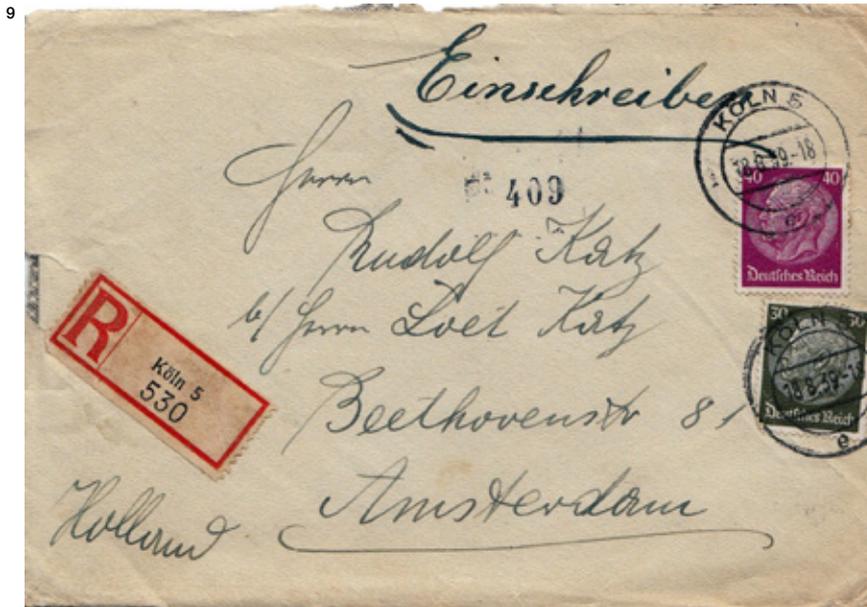
Eins jedoch ist sicher: Wenn aufgrund der skizzierten und zahlreicher weiterer, hier nicht im Einzelnen erörterter Faktoren ungeschminkte und ausführliche Berichte über die Lage in Köln und Deutschland eher selten überliefert sind, handelt es sich bei den für das Buch intensiv ausgewerteten Briefen und Tagebuchauszügen um ganz besondere Dokumente, die zumindest eine Ahnung von der menschenverachtenden und im Wortsinn gnadenlosen Brutalität des NS-Regimes entstehen lassen.

Kriegsgeschehen und Kommunikationskanäle

Hinzuweisen gilt es noch auf die Bedeutung, die das Kriegsgeschehen auf die Struktur, Verlässlichkeit und Effizienz, zum Teil aber auch auf die Inhalte brieflicher Kommunikation hatte. Schon der Kriegsbeginn erschwerte den Austausch von Briefen erheblich, denn deren Versand ins jeweils feindliche Ausland wurde von den beteiligten Staaten oft unterbunden oder zumindest erschwert. Um aber weiterhin einen dauerhaften Austausch von Nachrichten zu gewährleisten, wurden auf jüdischer Seite häufig regelrechte, im nicht am Krieg beteiligten Ausland liegende Kommunikationszentralen eingerichtet, an die Briefe geschickt wurden, um sie von dort – nicht selten über weitere Umwege – zum eigentlichen Empfänger weiterzuleiten. So richtete etwa das Kölner Ehepaar Carl und Johanna Katz

Briefe für seine nach Südafrika und England ausgewanderten Söhne Helmut und Rudolf zunächst stets an deren in die neutralen Niederlande emigrierten Onkel Ludwig Katz, der sie von dort – in aller Regel mit Ergänzungen und Kommentaren versehen – in die beiden als „Feindstaaten“ geltenden Bestimmungsländer weiterleitete. Als sich im Mai 1940 die Lage in den Niederlanden durch die deutsche Besatzungsherrschaft änderte und Ludwig Katz seine Funktion als familiärer Briefverteiler nicht mehr wahrnehmen konnte, musste das Arrangement überdacht und grundlegend modifiziert werden. Nunmehr übernahm Richard Stern, der in die USA emigrierte Schwager des kurz zuvor verstorbenen Carl Katz und Bruder von dessen allein in Köln zurückgebliebener Frau Johanna, die Funktion einer solchen postalischen „Relaisstation“, was die Laufzeit der Briefe naturgemäß nochmals erheblich verlängerte und die Gefahr von Verlusten entsprechend erhöhte. Gleichzeitig nahmen die von den Kölner Adressaten in den Briefen selbst an den Tag gelegte Vorsicht und die daraus resultierende Zurückhaltung von Informationen nochmals deutlich zu.

Die Folgen dieser neuen Situation und die deshalb künftig unbedingt einzuhaltenden Verhaltensregeln teilte Richard Stern in einem Brief an Helmut Katz vom 16. Juni 1940 mit: „Wenn Du mir nun schreibst, so beachte folgende



9/Brief von Henni Katz aus Köln an ihren Sohn Rudolf in Amsterdam, 18. August 1939

Regeln: Schreibe per Maschine auf Flugpost-Papier. Keine Ortsangabe, da es in D[utsch]land verboten ist, auch indirekt mit dem feindlichen Ausland zu korrespondieren. Keine Bemerkungen über irgendjemand der im kriegsführenden Lande mit Deutschland lebt, sagen wir Rudi etc., da ich die Briefe mit Deiner Mutter so führe, als ob Du und Rudi etc. mit uns zusammen in Amerika lebtet, und [wir] nur, um das Porto zu sparen, gemeinsam korrespondieren. Selbstverständlich nichts gegen unsere lieben Nazis oder Kriegspolitisches schreiben.“³⁰

Weitere erhebliche Einschränkungen erfuhr der Postverkehr dann mit dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 und – für Emigranten und ihre in Deutschland zurückgebliebenen Familien besonders einschneidend – durch den Kriegseintritt der USA Anfang Dezember 1941. So verschickte Richard Stern im August 1941 drei Briefe an seinen Neffen Rudolf nach London, die er zuvor aus Köln erhalten hatte. „Lest diese Briefe mit Vorsicht, und Ihr findet einen ganz anderen Stil wie sonst“, kommentierte er die Schreiben. Offenere Äußerungen seien für die Zurückgebliebenen nunmehr noch gefährlicher geworden. So sei eine Passage, in der zu lesen war, dass man in Köln von „feuchtem Wetter“ verschont geblieben sei, so zu lesen, dass in jüngster Zeit keine schweren Luftangriffe auf die Stadt geflogen worden seien.“³¹

Weitgehende Restriktionen erfuhren auch Ilse Wolff, der noch im Mai 1940 die Auswanderung in die USA gelungen war, und ihre in Köln zurückgebliebene Mutter Rosa, deren einzig verbliebener Halt der regelmäßige briefliche Austausch mit ihrer Tochter darstellte: Mit Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 wurde die Kommunikation zwischen beiden abrupt unterbrochen. Die erlaubte Korrespondenz beschränkte sich nunmehr auf kurze, standardisierte und entsprechend inhaltslose Briefe, die über das Rote Kreuz versandt wurden. Bis ins Frühjahr 1942 hinein blieb Rosa Wolff völlig ohne Nachricht von ihrer Tochter. Dann wurde ihr in Südfrankreich internierter Bruder Richard Lilienfeld ähnlich wie Richard Stern zur „Relaisstation“, da er sowohl Post aus Deutschland als auch aus den USA empfangen durfte. Es dauerte offenbar bis Ende Mai 1942, bis endlich ein von Rosa Wolff an „Meine Lieben“ gerichteter Brief auf dem Umweg über Südfrankreich in die USA weitergeleitet werden konnte. In diesem bis zu Rosa Wolffs Deportation praktizierten Verfahren sahen sich Mutter und Tochter aus Gründen der Konspiration gezwungen, sich in der dritten Person anzusprechen, um so ihren direkten Kontakt vor den deutschen Zensurbehörden zu verbergen.

Angesichts der permanenten Behinderungen im Postverkehr und der oftmals verschlungenen Wege ist es erstaunlich, wie viele der Briefe ihr Ziel – wenn oft auch verspätet –



10/Brief von Rosa Wolff aus Köln an ihre Tochter Ilse in Washington, D.C., 26. Juli 1941

schließlich doch noch erreichten. Das gilt auch mit Blick auf die raren überlieferten Selbstzeugnisse, die sich aus der Zeit der Getto- und Lageraufenthalte vor dem Beginn der Deportationen im Herbst 1941 erhalten haben. So gibt es von Kölner Jüdinnen und Juden etwa Briefe aus Bentschen (Zbąszyń) oder aus Tarnów und Trembowla, aus denen sich trotz aller zensurbedingter Zurückhaltung einiges über die unmenschlichen Lebensbedingungen vor dem Hintergrund der Besatzungsherrschaft ableiten lässt.

Das Buch und seine Erweiterung im Netz

Bei aller Konzentration auf den Alltag und die psychische Verfassung der Betroffenen wird im Buch nicht auf allgemeine Hintergrundinformationen verzichtet. Jedem Jahr ab 1938 wird eine Kurzeinleitung vorangestellt, die eine erste Einordnung der Schilderungen erleichtert. Für die Jahre bis 1938 wird in einem einführenden Kapitel das jüdische Leben in der Stadt Köln skizziert. Zudem werden über das Buch verstreut die Familien und Einzelpersonen, von denen hier in größerem Umfang Selbstzeugnisse ausgewertet und zitiert werden, näher vorgestellt.³² So lassen sich die einzelnen Lebensgeschichten konkret nachlesen, um ihre Schilderungen in den Briefen oder Tagebüchern besser einordnen und verstehen zu können.

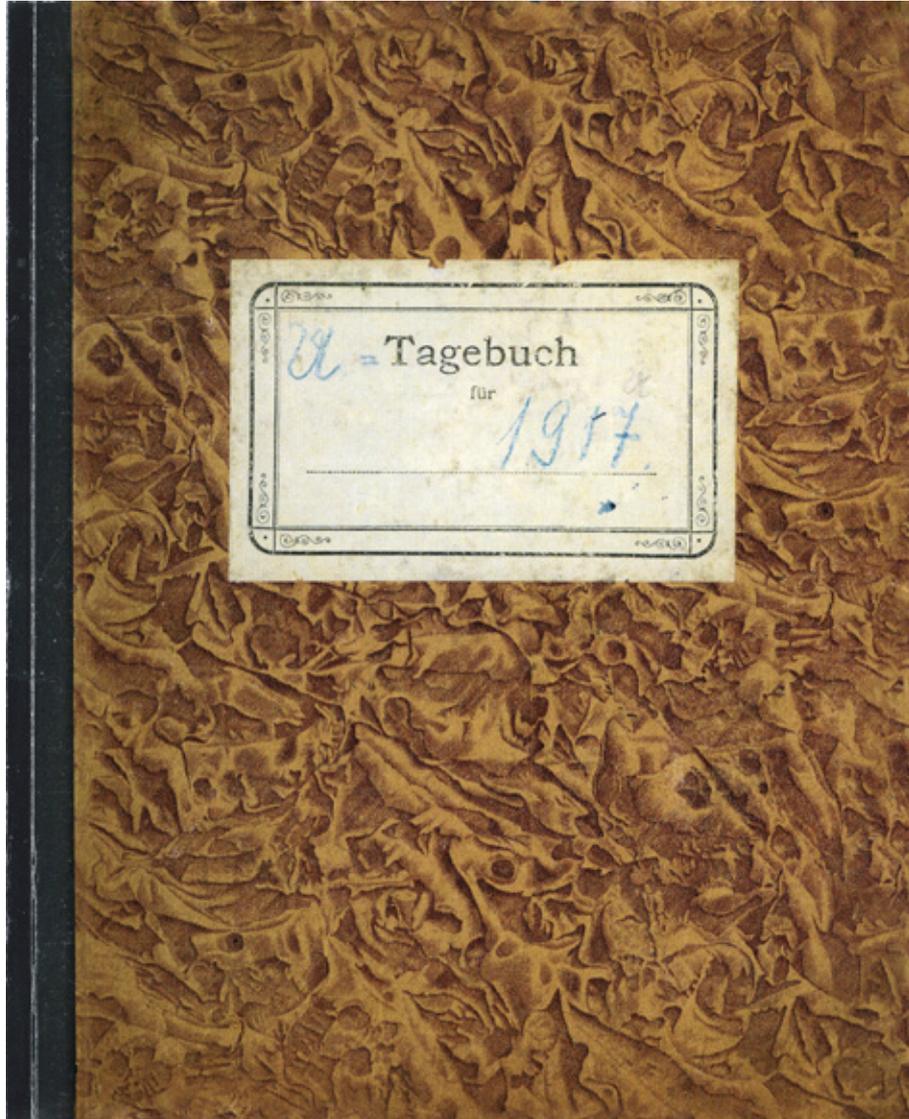
Es gibt mehrere große Themenkomplexe, die in den auf der Grundlage von Selbstzeugnissen entstandenen Kapiteln unterschiedliche Schwerpunkte bilden. Dabei stellen Lage und Lebenssituation der jüdischen Bevölkerung Kölns stets die Basis dar, während andere zentrale Aspekte je nach ihrer zeitlich wechselnden Bedeutung für die Betroffenen in Erscheinung treten. Das gilt etwa für die Bemühungen zur Emigration und deren oft wechselnden Umstände und Bestimmungen. Ein weiteres Thema, das seit 1940 stetig an Bedeutung gewann, war die zunehmende Verarmung und schrittweise Gettoisierung der in Deutschland Zurückbleibenden. Bald darauf nahm das Schreckgespenst der Deportationen immer deutlichere Konturen an. Ab Herbst 1941 rissen diese große Lücken in die nun immer kleiner werdende jüdische Gemeinde, wobei gleichzeitig erste Meldungen über Massentötungen und die regime-seitig angestrebte „Endlösung“ nach Köln drangen. Was unter solchen Umständen – insbesondere auch für die ab der zweiten Hälfte 1942 ebenfalls zunehmend gefährdeten „Mischehen“ und „Mischlinge“ – oft nur noch blieb, war der Versuch eines möglichst unauffälligen Daseins, bis ab September 1944 kein anderer Weg mehr blieb, als unterzutauchen, um die Zeit bis zur sich abzeichnenden deutschen Niederlage im Untergrund zu überleben.

Die hier in Buchform präsentierten Schilderungen finden in der Stadtgrenze Kölns ihre räumliche Beschränkung. Eine Nachverfolgung der zahlreichen Wege in den Holocaust

und eine Untersuchung der in den Gettos und Vernichtungslagern herrschenden Zustände sind auf derart engem Raum nicht adäquat zu leisten. Um jedoch aus anonymen Opfern Menschen mit eigenem Gesicht und individuellen Äußerungen werden zu lassen, von denen sich – zumindest in Einzelfällen – zeigen lässt, dass sie sehr wohl versuchten, sich unter kaum vorstellbaren Umständen in Gettos und Lagern zu behaupten und ihre Würde zu wahren, wird dem Buch ein sehr viel weiter ausgreifendes Webportal zur Seite gestellt, in dem überörtliche und überindividuelle Entwicklungen stärker einbezogen werden.³³ Darin wird der Prozess der schrittweisen Vernichtung der deutschen und europäischen Jüdinnen und Juden digital aufbereitet und mit Konzentration auf die Orte und zeitlichen Fixpunkte des Holocaust verständlich vermittelt. So werden auf dieser Website unter *Chronik und Quellen* alle relevanten Ereignisse Jahr für Jahr und Monat für Monat in ausführlichen Texten und mit zahlreichen Quellen dargestellt. In der Infothek der Website erläutert ein *Lexikon* zudem ausführlich Begriffe und Institutionen, die sonst oft schwer recherchierbar sind.

Ein weiterer wesentlicher Bestandteil der Infothek ist das *Archiv*, in dem nicht nur jene Briefe und Tagebücher, die Eingang in dieses Buch gefunden haben, als Faksimile und mit Transkription frei zugänglich sind,³⁴ sondern stets die gesamten, oftmals weit umfangreicheren Briefwechsel, die hier nur in Ansätzen und streng themenbezogen ausgewertet werden konnten. Auch Erinnerungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, auf die im Buch aus methodischen Gründen verzichtet wurde, werden in großer Zahl zugänglich gemacht. Auf der Website finden sich umfassende, zumeist nicht nur durch Fotos und Dokumente, sondern auch mit Videoausschnitten aus den Gesprächen angereicherte Lebensgeschichten. Während die Verfasserinnen und Verfasser der im Buch verwendeten Selbstzeugnisse fast alle Opfer des Holocaust wurden, informieren hier Überlebende über ihre Erlebnisse, ihre Gefühle und ihr Leben in der Nachkriegszeit.

In der *Bibliothek* findet sich schließlich eine Sammlung von in Faksimiles zugänglichen jüdischen Zeitungen und Zeitschriften, darunter nicht nur das *Gemeindeblatt* der Synagogengemeinde Köln, sondern auch jene der Gemeinden in Berlin, Frankfurt und Hamburg, die insbesondere in assimilierten Kreisen vielgelesene *CV-Zeitung*, die von einer eher zionistisch orientierten Leserschaft favorisierte *Jüdische Rundschau* und viele mehr. Diese und weitere gedruckte Quellen stellen eine wichtige Ergänzung zu den Selbstzeugnissen dar, denn aus ihnen informierte sich die jüdische Bevölkerung, bis deren Presse nach dem Pogrom weitgehend eingestellt werden musste. Außerdem findet sich hier der Zugang zum *Jüdischen Nachrichtenblatt*, der danach einzig noch verbliebenen jüdischen Zeitung.



11

11 / Titelseite eines der insgesamt sieben Tagebücher von Berta Frank. Die Jahreszahl („1917“) wurde vermutlich eingetragen, bevor Berta Frank die Kladder später als Tagebuch verwendete

Mit der Etablierung des NS-Regimes änderte sich das Leben in der großen und vielfältigen jüdischen Gemeinde Kölns schnell und nachhaltig. Anders als in den meisten Untersuchungen über den Holocaust wird in diesem Zeitbild die Ausgrenzung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung zwischen 1933 und 1945 aus deren eigener zeitgenössischer Sicht beschrieben. Zahlreiche Selbstzeugnisse der Betroffenen bieten einen Einblick in ihre Lebensbedingungen, ihre Ängste und immer wieder aufkeimende Hoffnungen. Die Kölner Jüdinnen und Juden reflektierten ihre Lage, ohne zu wissen, was der nächste Tag, der kommende Monat oder gar das folgende Jahr bringen werden. So gewähren sie heutigen Leserinnen und Lesern einen Eindruck ihres zunehmend hoffnungslosen Lebens, ermöglichen zugleich aber auch Einblicke in das Verhalten der „Mehrheitsbevölkerung“.

Der reich bebilderte Band wird um einen umfangreichen Internetauftritt ergänzt, der vielfältige, über Köln hinausführende Informationen, Quellen und weitere Materialien bereithält.

NS-DOK

NS-Dokumentationszentrum
der Stadt Köln

bpb
Bundeszentrale für
politische Bildung

